

RICHARD MONTANARI

A dark, dilapidated room with a window and a blood-splattered chair. The room has peeling walls and a wooden chair with red splatters. A window with a curtain is visible in the background.

TANZ
DER
TOTEN

Weltbild

Tanz der Toten

Der Autor

Richard Montanari, geboren in Cleveland, Ohio, studierte Englische Literatur und lebte eine Zeit lang in London, wo er sich unter anderem als Verkäufer und Handelsvertreter durchschlug. Danach kehrte er in die USA zurück, um für die Baufirma seines Vaters zu arbeiten. Nebenbei schrieb er für verschiedene Zeitungen, bis er sich an seinen ersten Thriller wagte. Er lebt jetzt wieder in Cleveland, Ohio.

Richard Montanari

Tanz der Toten

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Karin Meddekis

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
The Doll Maker bei Sphere, Little, Brown Book Group, London.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Richard Montanari
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln
Übersetzung: Karin Meddekis
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Ppictures;
© Seb LAMY – Photography)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-338-9

2023 2022 2021 2020
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Mike Driscoll

Go raibh míle maith agat.

This is the wall of dolls
Secret world of smalls
Look at them all my friend
You'll be one of them in the end.

Golden Earring, *Wall of Dolls*

Er wusste es in dem Augenblick, als sie die Bar betrat.

Es hatte nichts damit zu tun, wie sie gekleidet war. Davon hatte er sich viel öfter täuschen lassen, als er richtiggelegen hatte, und er hatte oft richtiggelegen. Nein, es hatte damit zu tun, wie sie mit den Absätzen auf dem Holzfußboden auftrat, und mit ihrem staksigen Gang. Außerdem sah er ihr an, dass sie schon viel zu viele traurige Loser mit ins Bett genommen hatte.

Tja, als Nutte darf man nicht wählerisch sein.

Frauen wie sie waren ihm in Raleigh, North Carolina, begegnet, in Vancouver und in Santa Fe. Natürlich kannte er nicht *diese* Frau, aber sie stand für alle Frauen, die er jemals getroffen hatte.

Die Bar war lang und wie ein U geformt. Er saß an einer der kurzen Seiten, lehnte sich mit der rechten Schulter an die Holzvertäfelung der Wand. Auf diese Weise wurde die lange Narbe auf seiner rechten Wange verdeckt. Er war ein Typ, dem so ziemlich alles egal war, aber der Narbe war er sich ständig bewusst. Sie war ein Geburtstagsgeschenk seines Dads. Wenigstens war sie unsichtbar, wenn er die rechte Schulter an die Wand lehnte.

Die Bar war fast leer. Es roch nach verkochtem Fisch und Meister Proper.

Die Frau setzte sich links von ihm an die Theke, ließ aber einen Hocker zwischen ihnen frei. Als sie ihre Handtasche auf den Boden fallen ließ und den Riemen eines ihrer abgetretenen Schuhe um ein Fußgelenk band, dudelte ein Song von Lynyrd Skynyrd aus der Jukebox. Vielleicht waren es

auch die Allman Brothers. Mit dem Südstaatenrock der Siebziger konnte er sich nicht so gut aus. In Anbetracht seines Jobs war es seltsam, dass er sich nicht allzu sehr für Musik interessierte, aber er genoss die Stille. Davon gab es heutzutage viel zu wenig.

Offenbar erwartete die Frau, dass er den Barkeeper zu sich winkte und ihr einen Drink spendierte. Als er es nicht tat, rief sie ihn selbst. Der Keeper ließ sich Zeit. Wäre die Frau zehn Jahre jünger oder fünf Jahre hübscher gewesen, hätte der Mann sich vermutlich überschlagen. Als er nun zu ihr geschlurft kam, sagte sie nur: »Ein Seven and Seven.«

Es dauerte ziemlich lange, bis der Keeper zurückkam. Er legte eine Serviette auf den Tresen, stellte den wässrigen Cocktail darauf ab und wartete. Die Frau hob ihre Handtasche auf, fischte einen zerknitterten Zwanziger heraus und klatschte ihn mitten in einen nassen Fleck, den der Keeper nicht weggewischt hatte, weil es ihm völlig egal war.

Der Mann strich den feuchten Geldschein in aller Seelenruhe glatt, ging zur Kasse und kam mit dem Wechselgeld zurück, alles Eindollarscheine, die er in die Pfütze auf der Theke legte.

Arsch.

Der Mann, der am Tresen saß und alles beobachtete, hätte gern Zeit gehabt, sich näher mit dem Barkeeper zu befassen. Auf seine ganz spezielle Weise.

Ohne dass er sie dazu eingeladen hätte, rutschte die Frau zwei Songs später auf den freien Hocker neben ihm und schüttelte die Eiswürfel in ihrem fast leeren Glas.

»Wie heißt du?«, fragte sie ihn.

Er schaute sie an, sah sie jetzt zum ersten Mal richtig. Sie hatte stahlblauen Lidschatten aufgetragen, und ihr Lippenstift war für eine Frau ihres Alters viel zu rot. Er schätzte sie auf fünfundvierzig oder älter. Sie sah aus wie eine Frau, die sich nicht abschminkte, bevor sie schlafen ging, und ihr Gesicht nur wusch, wenn sie gelegentlich duschte. Trotz des dicken Make-ups sah er Aknenarben.

»Jagger«, erwiderte er.

Sie schaute ihn überrascht an. So war es bei allen.

»Jagger? Wie Mick Jagger?«

»Ja.«

Sie lächelte. Das hätte sie nicht tun sollen, denn dieses Lächeln ließ den kläglichen Rest von Attraktivität in ihrem Gesicht zerbröckeln. Stattdessen spiegelten sich nun jeder verkaterte Sonntagmorgen, jedes graue Handtuch und jedes vergilbte Bettlaken darauf.

Aber es war Samstagabend, und sie saßen in einer Bar mit schummrigen Licht, deshalb war es erträglich.

»Hast du auch so viel Geld wie Mick Jagger?«, fragte sie.

»Genug.«

Sie beugte sich näher an ihn heran. Ihr Parfum war zu süß und zu schwer, aber es gefiel ihm.

»Wie viel ist genug?«, fragte sie.

»Genug für die Nacht.«

Ihre Augen strahlten. Jetzt sah sie besser aus. Vielleicht war sie gar nicht so verlebt, auch wenn sie in einer Kaschemme wie dieser hier als Nutte anschaffte.

Er nickte dem Barkeeper zu und legte einen Fünziger auf die Theke. Dieses Mal beeilte sich der Kerl – Überraschung!

Er kam sofort mit neuen Drinks zurück, wischte sogar den Tresen trocken.

Die Frau sagte: »Die Frage ist, ob du die ganze Nacht kannst.«

»Ich muss nicht die ganze Nacht können. Ich muss nur können, bis die Parkuhr abgelaufen ist.«

Sie lachte. Ihr Atem roch nach Zigaretten, Pfefferminz und entzündetem Zahnfleisch.

»Du hast Humor«, sagte sie. »Das gefällt mir.«

Es spielt keine Rolle, was dir gefällt, dachte er. Das spielte seit über zwanzig Jahren keine Rolle.

Sie leerte ihr Glas, tippte mit ihren künstlichen Fingernägeln auf den Tresen und wandte sich ihm wieder zu. »Was hältst du davon, wenn wir eine Flasche kaufen und woanders unseren Spaß haben?«, fragte sie, als wäre sie gerade erst auf die Idee gekommen.

Er musterte sie. »Wir? Willst du dich an den Kosten beteiligen?«

Sie schlug ihm leicht auf die Schulter. »Ach, komm, hör auf.«

»Ich hab eine Flasche in meinem Truck.«

»Ist das jetzt eine Einladung, oder was?«

»Nur wenn du Lust hast.«

»Hört sich gut an.« Als sie vom Hocker rutschte, schwankte sie leicht und hielt sich am Handlauf fest. Offenbar hatte sie schon ein paar Drinks intus. »Ich gehe noch schnell für kleine Mädchen. Lauf nicht weg.«

Als sie mit wiegenden Hüften zum anderen Ende der Bar ging, gönnten die beiden alten Kerle, die dort saßen, ihr kaum einen Blick.

Er trank sein Bier aus, steckte das Geld ein und ließ genau neununddreißig Cent Trinkgeld für den Barkeeper liegen.

Ein paar Minuten später kam die Frau zurück. Sie hatte den Lidschatten und den Lippenstift nachgezogen und Parfüm aufgelegt. Außerdem lutschte sie Pfefferminz.

Sie und der Mann traten hinaus in die kalte Nacht.

»Wo steht dein Truck?«, fragte sie.

Er zeigte auf den Fußweg, der sich durch den Wald schlängelte. »Da lang.«

»Du stehst auf dem Rastplatz?«

»Ja.«

Sie schaute auf ihre Schuhe, billige weiße High Heels, mindestens eine Nummer zu klein. »Hoffentlich ist der Weg nicht matschig.«

»Ist er nicht.«

Sie hakte sich bei ihm ein. In der anderen Hand hielt er eine Reisetasche. Sie überquerten den kleinen Parkplatz vor der Bar und verschwanden im Wald.

»Was ist in der Tasche?«, wollte die Frau wissen.

»Mein ganzes Geld.«

Wieder lachte sie.

Auf halbem Weg, weit weg vom Licht, blieb er stehen, öffnete die Tasche und nahm eine Halbliterflasche Southern Comfort heraus.

»Einen für unterwegs?«, fragte er.

»Gute Idee.«

Er schraubte den Verschluss ab und trank einen Schluck.

»Mund auf, Augen zu«, sagte er.

Sie tat es.

»Mach den Mund weiter auf.«

Er betrachtete sie, als sie mit aufgerissenem rotem Mund im trüben Mondlicht stand. Genau so wollte er sie in Erinnerung behalten. So behielt er sie alle in Erinnerung.

Mit einer schwungvollen Bewegung schob er die Rasierklinge in den Mund der Frau und goss ein Drittel der Flasche hinein. Der Whiskey spülte ihr die Klinge in den Rachen. Sie würgte, rang nach Atem, krümmte sich. Dabei rutschte die Klinge nach vorn und zerschnitt ihr Gaumen und Zunge.

Er stand neben ihr, während sie hustete und Blut und Whiskey versprühte. Schließlich spuckte sie die Rasierklinge in ihre Hand und schleuderte sie zu Boden.

Als sie den Blick zu ihm hob, sah er, dass die Klinge ihre Unterlippe durchgeschnitten hatte.

»*Was hast du getan?*«, kreischte sie. Wegen des tiefen Schnittes in der Unterlippe waren die Worte verzerrt. Dennoch verstand er, was sie sagte. Er verstand es immer.

Er drückte sie gegen einen Baumstamm. Sie sank zu Boden, rang nach Atem, spuckte Blut wie ein Fisch am Angelhaken.

Der Mann umkreiste sie. Heiß strömte das Adrenalin durch seine Adern.

»Was hast du denn gedacht, was wir hier machen?« Er stellte den rechten Fuß auf ihren Bauch und verlagerte sein Gewicht auf das rechte Bein. Wieder schoss ihr ein Schwall Blut aus Mund und Nase. »Hast du gedacht, wir ficken? Dass ich mein Ding in dein entzündetes Maul stecke?«

Er setzte sich rittlings auf ihren Unterleib.

»Das wäre ja so, als würde ich jeden von den Losern vögeln, mit denen du rumgemacht hast.«

Er lehnte sich zurück, um sein Werk zu begutachten. Dann trank er einen Schluck Bourbon, um die Kälte zu vertreiben. Dabei wandte er den Blick für den Bruchteil einer Sekunde von der Frau ab.

Das genügte ihr. Ihre Hand zuckte vor. Sie zog ihm die Rasierklinge übers Gesicht, schlitzte ihm die rechte Wange vom Auge bis zum Kinn auf.

Als Erstes spürte er den Schmerz. Dann Wärme. Dann Kälte. Aus der offenen Wunde stieg der Dampf seines eigenen Blutes in die frostige Luft und trübte seinen Blick.

»Miststück! Dreckige Schlampe!«

Er verpasste ihr eine schallende Ohrfeige. Dann noch eine, und noch eine. Auf ihrem Gesicht klebten Blut und Schleim. Ihr aufgerissener Mund mit der zerschnittenen Unterlippe schien zu grinsen.

Er überlegte, ob er sie mit einem Stein erschlagen sollte. Nein, noch nicht. Sie hatte ihm die Wange aufgeschlitzt, und dafür würde sie bezahlen.

Er trank die Flasche aus, wischte sie ab und schleuderte sie tiefer in den Wald. Dann riss er ihr das Top vom Körper und wischte sich das Gesicht damit ab.

»Das ist ein schlimmer Schnitt an deiner Unterlippe«, sagte er und griff in die Tasche. »Wir müssen sie desinfizieren. Hier gibt's alle möglichen Bazillen, weißt du. Und du möchtest dir ja keine Entzündung einfangen. Das wäre nicht gut fürs Geschäft.«

Er zog eine große BernzOmatic aus der Tasche. Als die Frau die Lötlampe sah, versuchte sie voller Panik, sich zu befreien,

aber ihr fehlte die Kraft. Wieder schlug der Mann ihr ins Gesicht, diesmal so fest, dass sie liegen blieb. Er zündete die Lötlampe mit einem Feuerzeug an und stellte sie ein, bis eine perfekte gelbblaue Flamme brannte.

»Sag mir, dass du mich liebst.«

Sie erwiderte nichts. Sie stand unter Schock.

Er führte die Flamme näher an ihr Gesicht heran.

»Sag es.«

»Ich ... liebe dich«, nuschelte sie.

»Natürlich.«

Er fing mit ihrer Lippe an. Die Schreie der sterbenden Frau wurden vom Rauschen der Flamme verschluckt, während der Gestank verbrannten Fleisches in die kalte Luft stieg.

Als er den Gasbrenner an ihre Augen führte, war sie längst still.

Totenstill.

Die Wolken, die vorhin noch den Mond verdeckt hatten, waren verschwunden, als er aus dem Wald kam. Gemächlich ging er die vierhundert Meter bis zum Rastplatz, auf dem sein Lastwagen stand. Die drei Sattelschlepper, neben denen er den Laster am frühen Abend abgestellt hatte, waren verschwunden. An den Parkplatz grenzten eine Tankstelle und ein Schnellrestaurant, das rund um die Uhr geöffnet war.

Ehe der Mann ins Licht der Straßenlaternen trat, betrachtete er seine Kleidung. Die Daunenjacke war voller Blut, die Flecken schimmerten schwarz im Mondlicht. Er zog die Jacke aus, drehte sie auf die andere Seite und zog sie

wieder an. Mit einer Handvoll Blätter, die er vom Boden klaubte, wischte er sich das Blut aus dem Gesicht.

Als er kurz darauf die Rückseite des Schnellrestaurants erreichte, sah er eine Frau neben dem Hinterausgang stehen. Sie entdeckte ihn ebenfalls.

Sie war eine der Kellnerinnen aus dem Restaurant. Ihre taubenblaue Dienstkleidung und der weiße Pullover leuchteten im hellen Licht der Laternen. Die Sachen sahen sauber, beinahe steril aus. Die Frau hatte Pause und polierte sich mit einer Sandblattfeile die Nägel.

»Ach du meine Güte«, rief sie.

Er konnte sich gut vorstellen, welchen Eindruck er auf sie machte.

»Hey«, sagte er.

»Ist was passiert?«

»Ich bin da hinten gegen einen Ast gelaufen, den ich im Dunkeln nicht gesehen habe«, antwortete er. »Ich fürchte, ich habe mich schlimm geschnitten.«

Ihm war schwindelig, nicht nur von dem warmen Whiskey und dem faden Bier. Er hatte tatsächlich Blut verloren.

Die Kellnerin warf einen Blick über die Schulter. Sie hatte gesehen, wie er aus dem Wald gekommen war. Schlecht für ihn, aber noch schlechter für sie.

Es war schon ziemlich spät. Obwohl der Mann erschöpft war, wusste er, was er zu tun hatte. Er würde kurzen Prozess mit ihr machen.

Er drehte sich um, ließ den Blick über den Parkplatz und die beschlagenen Fenster des Restaurants schweifen. Niemand beobachtete sie. Zumindest konnte er niemanden sehen.

»Sie haben nicht zufällig ein Pflaster?«, fragte er.

»Warten Sie mal ...« Sie zog den Reißverschluss ihrer Handtasche auf und durchwühlte den Inhalt. »Nein, leider nicht. Ich kann Ihnen nur Kleenex anbieten, aber die helfen wahrscheinlich nicht. Sie bluten ganz schön. Sie sollten ins Krankenhaus.« Sie zeigte auf einen blauen Nissan Sentra, der auf dem Parkplatz stand. »Wenn Sie wollen, bringe ich Sie hin.«

Er zeigte mit dem Daumen auf seinen Laster. »Ich hab Verbandszeug in meinem Truck. Kennen Sie sich damit aus?«

Sie lächelte. »Das kriege ich schon hin. Ich habe ein paar jüngere Brüder und Schwestern, die sind immer mit irgendwelchen Schrammen nach Hause gekommen.«

Sie gingen zu dem Lastwagen auf der anderen Seite des Parkplatzes. Mehrmals musste der Mann das Tempo verlangsamen, weil ihm schwindelig wurde. Als sie endlich den Laster erreichten, schloss er die Beifahrertür auf, und die Kellnerin stieg ein.

»Das Verbandszeug liegt im Handschuhfach«, sagte er.

»Okay.«

Er schloss die Tür. Auf dem Weg zur Fahrerseite zog er ein scharfes, fünfzehn Zentimeter langes Buck aus der Messerscheide. Er öffnete die Fahrertür, zog sich hoch und drehte den Spiegel so, dass er sein Gesicht sehen konnte.

Er zuckte zusammen. Die Nutte hatte ihm die ganze Wange aufgeschlitzt.

Während die Kellnerin das Verbandszeug und die in Folie eingeschweißten, mit Alkohol getränkten Tupfer auf das Armaturenbrett legte, drehte er den Spiegel wieder in die

ursprüngliche Position und spähte hinaus auf den Parkplatz. Keine anderen Fahrer, und aus dem Restaurant kam niemand.

Okay. Tu es. Jetzt sofort.

Doch ehe er das Messer aus der Scheide zog, sah er irgendetwas auf dem Parkplatz liegen, genau dort, wo der Weg in den Wald führte. Es war eine kleine rote Brieftasche in derselben Farbe und aus demselben Material wie die Handtasche der Kellnerin. »Gehört das Ihnen?«, fragte er.

Die Kellnerin blickte in die Richtung, in die sein Finger wies, legte das Verbandsmaterial aus der Hand und schaute in ihre Handtasche. »Oh, Mist. Ich muss sie verloren haben.«

»Ich hole sie.« Er konnte die Brieftasche aus verschiedenen Gründen nicht liegen lassen.

»Sie sind ein Schatz.«

Der Mann stieg aus und überquerte den Parkplatz. Sein Schädel brummte. Ihm fiel ein, dass er noch ein paar Schmerztabletten hatte. Er griff in die Tasche, zog das Tablettenfläschchen heraus und schluckte zwei Pillen trocken hinunter.

Er erreichte die Brieftasche, hob sie auf. Kurz überlegte er, ob er sie aufklappen sollte, um den Namen der Kellnerin zu erfahren, aber der spielte keine Rolle. Die Namen hatten nie eine Rolle gespielt.

Doch seine Neugier war stärker.

Als er die Brieftasche aufklappte, spürte er heißen Atem im Nacken und sah einen langen Schatten zu seinen Füßen.

Im gleichen Augenblick explodierte sein Schädel. Alles wurde von grellem rotem Licht verschlungen.

Kalt.

Als er die Augen aufschlug, lag er auf dem Rücken. Die Schmerzen im Kopf waren unerträglich. Die Welt roch nach feuchtem Kompost, Lehm und Kiefernadeln. Schneeflocken wirbelten durch die Luft und blieben an seinen Wimpern haften.

Er versuchte aufzustehen, doch er konnte Arme, Hände und Füße nicht bewegen. Langsam drehte er den Kopf und sah den Leichnam der Prostituierten mit den ausgebrannten Augenhöhlen neben sich liegen. Irgendwelche Tiere hatten bereits an ihrem Gesicht genagt.

»Steh auf.« Die leise Stimme erklang dicht neben seinem linken Ohr.

Irgendwie gelang es ihm, den Kopf zu drehen, aber da war niemand.

»Ich ... kann nicht.«

Seine Worte hörten sich an, als hätte jemand anders sie gesprochen.

»Stimmt, das kannst du nicht«, sagte die leise Stimme. »Ich habe dein Rückenmark durchtrennt. Du wirst nie wieder laufen können.«

Der Entsetzensschrei blieb ihm vor Schreck im Hals stecken.

Er ahnte, was ihn erwartete.

Er verlor jedes Zeitgefühl.

Irgendwann dämmerte der Morgen. Er schaute auf den wirbelnden Schnee.

Dann sah er die Axt. Die Stahlklinge leuchtete blutrot im ersten Licht des Tages.

Als die schwere Axt Augenblicke später auf ihn niedersauste, hörte er sie. Sie alle.

Er hatte gewusst, dass er sie an diesem Tag hören würde, jede Einzelne von ihnen.

Sie lockten ihn in die Dunkelheit, die toten Dinge, an einen Ort des Schreckens, an dem sich nichts Menschliches mehr regte.

Ein Ort, an dem sein Vater noch immer auf der Lauer lag.

Eine Hölle, in der die Schreie der Kinder niemals verstummten.

ERSTER TEIL

Anabelle

Wie jeden Tag öffneten Mr. Marseille und ich um kurz nach sechs Uhr, wenn es hell wurde, unsere Schlaflaugen mit den dunklen Wimpern.

Jetzt, Mitte November, waren die Fenster noch nicht zugefroren. Das war in unserem Dachgeschoss meistens erst Ende Dezember der Fall. Dennoch waren die Fensterscheiben beschlagen, was dem Licht des frühen Morgens einen eigenartigen Zauber verlieh, als würden wir die Welt durch eine Kristallkugel betrachten.

Ehe wir uns für diesen Tag anzogen, malten wir unsere Namen auf die beschlagene Fensterscheibe. Die doppelten »L« in »Marseille« und »Anabelle« neigten sich einander zu wie winzige dorische Säulen. Es war unser Monogramm, solange wir uns erinnern konnten.

Die Stirn gefurcht, betrachtete Mr. Marseille die Farbmuster. Im Deckenlicht des großen Ladens sahen seine Augen azurblau aus, aber ich wusste, dass sie grün waren, so grün wie das Grün der Bäume, wenn der Frühling ins Land zieht, so grün wie das Gras eines Soldatenfriedhofs am vierten Juli.

An diesem Tag trugen wir unter den tristen Wintermänteln unsere Kleidung für die Teestunde – ich ein leuchtend rotes Kleid, er einen taubengrauen Anzug. Es waren die Farben, die wir jedes Mal trugen, wenn wir unserer liebsten Beschäftigung nachgingen und es in vollen Zügen genossen.

»Ich weiß nicht«, sagte Mr. Marseille. »Ich weiß es einfach nicht.«

Ich schaute auf die große Auswahl und erkannte die schwierige Situation. Es galt, sich zwischen einem halben Dutzend Farben zu entscheiden, die man aus einer Entfernung von einem Meter allesamt als gelb bezeichnen konnte. Ein blasses Gelb, nicht das Gelb der Sonnenblumen oder der Schulbusse oder der Taxis, nicht einmal das matte Gelb von reifem Getreide. Es waren Pastelltöne, die ein wenig ins Weiße hineinspielten. Sie hatten entsetzliche Namen: Buttercreme, Zitronensahne, Marzipan.

Mr. Marseille summte einen Song, unseren Song. Vermutlich ging ihm der Text immer wieder durch den Kopf, während er auf eine Eingebung hoffte.

Ich wurde durch eine Frau mit einem Kleinkind abgelenkt, die ich am Ende unseres Flures vorbeigehen sah. Die Frau trug eine kurze bauschige Jacke und knallenge Jeans. Offenbar hatte sie sich in Eile geschminkt und sich in einem Spiegel betrachtet, der ihr Aussehen nicht richtig wiedergegeben hatte, denn im unerbittlichen Licht des Ladens sah sie beinahe wie ein Clown aus. Das kleine Kind hüpfte hinter ihr her und starrte fasziniert auf ein überdimensionales Plätzchen, in das bunte Bonbons eingebacken waren.

Kurz nachdem die beiden aus meinem Blickfeld verschwunden waren, hörte ich, wie die Frau das Kind ermahnte, es solle sich beeilen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass der kleine Junge ihr gehorchte.

Der Gedanke an Mutter und Kind weckte in mir eine Sehnsucht, die ich nur zu gut kannte. Ich drängte sie rasch

zurück und wandte mich wieder Mr. Marseille und seiner Begutachtung zu. Kurz entschlossen zeigte ich auf eines der Farbmuster in seiner Hand und fragte: »Was ist denn daran schlecht? Lichtgelb ist ein wundervoller Name. Das passt doch gut, *n'est-ce pas?*«

Mr. Marseille hob den Kopf. Sein Blick wanderte zuerst zu dem langen, leeren Gang, dann zu den zahllosen Farbdosen und schließlich zu mir.

»Das ist meine Entscheidung, und ich lasse mich nicht drängen«, sagte er leise, aber entschieden.

Ich hasste es, wenn Mr. Marseille böse auf mich war. Das kam nicht oft vor. Wir waren fast immer einer Meinung und hatten in jeder Hinsicht den gleichen Geschmack – vor allem, was Farben, Stoffe und unser Lied betraf. Wir waren Seelenverwandte. Als ich nun das Funkeln in seinen Augen sah, wusste ich, dass heute wieder einer dieser Tage war, den ich so schnell nicht vergessen würde.

Es war unser erster Tag dieser Art seit dem schrecklichen Augenblick letzte Woche, als meine Wangen so heiß ge-
glüht hatten, dass sie wahrscheinlich leuchtend rot gewesen waren, rot wie das Blut eines jungen Mädchens.

Wir fuhren in unserem Wagen, einer weißen Limousine. Zwar besaßen wir keine Papiere, die uns als rechtmäßige Besitzer auswiesen, aber das spielte keine Rolle, denn nachdem Mr. Marseille vor ungefähr einer Stunde am Straßenrand gehalten hatte und ich eingestiegen war, *wurde* die Limousine unser Auto, wenn auch nur für kurze Zeit. Wie alle Menschen unseres Schlages war Mr. Marseille ein Experte im Ausleihen.

Mir fiel sofort auf, dass die Vordersitze nach Lakritz rochen, diesem süßen Lakritz. Die andere Sorte mag ich nicht. Sie ist mir zu bitter. Es gibt Leute, die können gar nicht genug davon bekommen. Aber wenn ich eines im Leben gelernt habe, ist es die Einsicht, dass man niemals den Geschmack eines anderen beurteilen oder gar verstehen kann.

Wir fuhren auf dem Benjamin Franklin Parkway, der prachtvoll gestalteten Hauptverkehrsstraße. Ich hatte mal gehört, sie sei nach dem Vorbild der Champs-Élysées in Paris gebaut worden. Gut, ich bin nie in Paris gewesen, habe aber viele Fotos von dieser Stadt gesehen, und es schien zu stimmen.

Genau wie Mr. Marseille sprach ich nur gebrochen Französisch, und manchmal machten wir uns einen Spaß daraus, uns tagelang nur in dieser Sprache zu unterhalten. Oft redeten wir auch darüber, eines Tages von der Stadt der brüderlichen Liebe, wie Philadelphia genannt wird, in die Stadt der Liebe zu fahren.

Die Bäume auf dem Benjamin Franklin Parkway, der sich vom beeindruckenden Museum of Art bis zum Swann Memorial Fountain erstreckte, waren jetzt, im Herbst, schon ziemlich kahl. Aber ich hatte den Parkway natürlich auch im Sommer gesehen, wann es so aussah, als würden die Bäume bis in alle Ewigkeit ihr grünes Laub tragen. Heute, an diesem Novembermorgen, war die Straße wunderschön, aber wenn man im Juli hierherkommt, ist sie atemberaubend.

Wir folgten den Mädchen in diskretem Abstand. Sie hatten eine Filmvorführung im Franklin Institute besucht und stiegen nun in einen Bus, der sie zurück zur Schule bringen sollte.

Um kurz nach zwölf hielt der Bus an der Ecke Sechzehnte und Locust. Ungefähr ein Dutzend Mädchen stiegen aus, alle in Schuluniform. Sie blieben an der Ecke stehen und unterhielten sich lebhaft, wie Mädchen dieses Alters es nun mal tun.

Kurz darauf hielten mehrere Pkws. Einige Mütter hatten sich bereit erklärt, die Mädchen abzuholen. Nachdem sie eingestiegen waren, fuhren die Wagen davon.

Das Mädchen, das unser Gast sein würde, ging mit einer Klassenkameradin die Straße in südlicher Richtung hinter. Es war groß und schlaksig und trug eine magentarote Strickjacke, so grob wie ein Seemannspullover.

Wir folgten den beiden in unserem Wagen. In einer Gasse parkten wir, stiegen aus, bogen um die Ecke und folgten den Mädchen zu Fuß. In dem Alter trödeln sie gern, das war unser Vorteil. Es dauerte nicht lange, und wir hatten die beiden eingeholt.

Nachdem das große, schlaksige Mädchen sich an der Ecke Sechzehnte und Spruce von der Freundin verabschiedet hatte, stellten Mr. Marseille und ich uns hinter sie und warteten, dass die Ampel auf Grün schaltete.

Das Mädchen schaute zu uns.

»Hallo«, sagte Mr. Marseille.

Der Blick des Mädchens wanderte zwischen ihm und mir hin und her. Die Kleine spürte keine Bedrohung. Vielleicht hielt sie uns für ein Paar, nicht viel älter als sie selbst.

»Hey«, erwiderte sie.

Während wir warteten, dass die Ampel umsprang, knöpfte Mr. Marseille seinen Mantel auf und warf sich in Pose, sodass das perfekt geschnittene Revers seines Jacketts

zu sehen war. Der sorgfältig gearbeitete Saum war mit einem Blindstich genäht. Ich muss es wissen, denn ich bin seine Schneiderin.

»Wow«, rief das Mädchen. »Ihr Anzug ist cool.«

Mr. Marseille strahlte. Er war nicht nur extrem anspruchsvoll, er war auch schrecklich eitel und immer um ein Kompliment verlegen.

»Nett, dass du das sagst. Sehr freundlich.«

Sie wusste offenbar nicht, was sie darauf erwidern sollte, denn sie schwieg und schaute auf die Fußgängerampel.

»Ich heiße Marseille«, fuhr er fort. »Das ist Anabelle, mein geliebtes Herz.«

»Ich bin Nicole«, sagte die Kleine.

Wie es seine Art war, beugte Mr. Marseille sich vor und küsste die Finger des Mädchens. Viele glauben, es sei üblich, den Handrücken einer Dame zu küssen, aber das stimmt nicht. Ein Gentleman weiß so etwas.

Nicole errötete.

Als sie mich anschaute, verbeugte ich mich leicht. Eine Dame reicht einer anderen nicht die Hand.

In diesem Augenblick sprang die Ampel um. Mr. Marseille ließ Nicoles Hand los und geleitete sie galant über die Straße.

Ich folgte den beiden.

Schweigend gingen wir die Straße hinunter bis zu der Stelle, wo die Gasse einmündete. Dort hatten wir unseren Wagen geparkt.

Mr. Marseille hob eine Hand, worauf er und ich stehen blieben. »Ich muss dir etwas gestehen«, sagte er zu Nicole.

Das Mädchen, das sich in Gesellschaft zweier ungewöhnlicher und interessanter Leute kein bisschen unwohl

zu fühlen schien, blieb ebenfalls stehen. Mr. Marseilles Worte weckten ihre Neugier.

»Ein Geständnis?«, fragte sie.

»Ja. Wir haben uns nicht zufällig getroffen. Wir sind hier, um dich zum Tee einzuladen.«

Nicoles Blick schweifte zu mir, dann zurück zu Mr. Marseille.

»Sie möchten mich zum Tee einladen?«

»Ja.«

»Ich verstehe nicht ...«

Mr. Marseille lächelte. Er hatte strahlend weiße Zähne und ein hübsches Lächeln, das dem trügerischen Lächeln einer Frau glich. Mit diesem Lächeln gelang es ihm, fremde Leute bei kleinen Verbrechen zu Komplizen zu machen. Sein Lächeln vermittelte anderen Menschen, jungen wie alten, ein gutes Gefühl. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die seinem Charme widerstehen konnte.

»Wir trinken jeden Tag um vier Uhr Tee«, sagte Mr. Marseille. »An den meisten Tagen ist es keine große Sache, doch ab und zu veranstalten wir eine besondere Teestunde, einen *Thé dansant*. Dann laden wir unsere Freunde und einen neuen Gast ein. Jemanden, von dem wir hoffen, dass wir ihn bald zu unseren Freundinnen und Freunden zählen können. Was meinst du? Leistest du uns Gesellschaft?«

Nicole sah verwirrt aus. Aber sie war noch immer freundlich, ein Zeichen ihrer guten Erziehung. Und das ist sehr wichtig. Mr. Marseille und ich sind der Meinung, dass Höflichkeit und gutes Benehmen von größter Bedeutung sind, um in der heutigen Welt zurechtzukommen. Wenn wir uns

von jemandem verabschiedet haben, bleiben uns vor allem diese Eigenschaften in Erinnerung, wie bei einer teuren Seife der Geruch oder bei exklusiver Kleidung die Qualität des Stoffes.

»Ich glaube, Sie verwechseln mich mit jemandem«, sagte Nicole. »Trotzdem danke.« Sie schaute kurz auf die Uhr, hob den Blick dann wieder zu Mr. Marseille. »Tut mir leid, ich muss noch wahnsinnig viele Hausaufgaben machen.«

Dann ging alles blitzschnell. Mr. Marseille packte Nicoles Handgelenke und zog sie in die Gasse. Wie Sie sehen, hat Mr. Marseille unglaubliche Reflexe. Einmal habe ich beobachtet, wie er eine gemeine Stubenfliege mit der bloßen Hand aus der Luft geschnappt und in einen Topf mit kochendem Wasser geworfen hat, in dem sie ihr Leben aushauchte, während vom Topf silberne Rauchkringel aufstiegen.

Als er jetzt Nicole packte, schaute ich in ihre weit aufgerissenen Augen, die aussahen wie die Schlafaugen einer kostbaren Bru-Puppe. Erst jetzt fiel mir auf, dass die Iris mit winzigen goldenen Punkten übersät war.

Nicole würde eine echte Herausforderung für mich sein.

Schließlich war es meine Aufgabe – und meine große Leidenschaft –, die Augen und andere Körperteile nachzubilden.

Wir saßen an dem kleinen Tisch in unserer Werkstatt, Nicole, Mr. Marseille und ich. Unsere Freunde würden noch kommen. Es gab viel zu tun.

»Möchtest du noch Tee?«, fragte ich Nicole.

Das Mädchen öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch es kam kein Wort über ihre Lippen. Unser Spezialtee hatte

nun mal diese Wirkung. Natürlich rührten Mr. Marseille und ich diesen Tee nicht an, aber wir hatten seine magische Wirkung schon oft beobachtet. Nicole hatte bereits zwei Tassen getrunken, und ich konnte nur erahnen, welche Farben sie nun sah: Alice vor der Kaninchenhöhle.

Ich schenkte ihr Tee nach.

»Hier. Du solltest ihn ein bisschen abkühlen lassen, er ist sehr heiß.«

Während ich die letzten Messungen vornahm, entschuldigte Mr. Marseille sich, um alles vorzubereiten, was wir für die Gala brauchten.

Wir waren nie glücklicher als in den Augenblicken, wenn ich mit der Nadel in der Hand die letzten Stiche machte und Mr. Marseille die letzten Vorbereitungen traf.

Wir parkten am Fluss und stiegen aus. Ehe wir unseren Gast zu seinem Platz begleiteten, verband Mr. Marseille mir die Augen. Ich konnte meine Aufregung und mein Entzücken kaum verbergen. Ich liebte diese Teestunde so sehr!

Mr. Marseille ebenfalls.

Mit kleinen Schritten ging ich den Weg hinunter. Als Mr. Marseille mir das Tuch abnahm, schlug ich die Augen auf.

Es war wunderschön. Mehr als wunderschön. Zauberhaft.

Mr. Marseille hatte die richtige Farbe ausgewählt. Manchmal dachte er tagelang über die richtige Farbe nach. Doch nachdem er die Rollen, Abstreifer und Pinsel entsorgt und den Malerkrepp abgezogen hatte, war es jedes Mal so, als hätte das Objekt, in das er so viel Arbeit gesteckt hatte, nie anders ausgesehen.

Kurz darauf halfen wir dem Mädchen – es hieß mit vollem Namen Nicole Solomon – aus dem Wagen. Dass sie an unserem Tisch saß bedeutete, dass sie jetzt an einem anderen Tisch fehlte und womöglich schmerzlich vermisst wurde. Tja, so spielt das Leben.

Als Mr. Marseille die Strümpfe aus der Tasche zog, verabschiedete ich mich. Mir stiegen Tränen in die Augen. Ich musste daran denken, dass Shakespeare unrecht hatte: Eine Trennung bereitet keinen süßen Schmerz. Nur Trauer.

Ich ging auf Mr. Marseille zu, der Handschuhe trug, und drückte ihm etwas in die Hand.

»Ich möchte, dass sie das bekommt«, sagte ich.

Mr. Marseille betrachtete den Gegenstand, den ich ihm gereicht hatte. Er schien überrascht. »Bist du sicher?«

Nein, war ich nicht, denn ich hatte es schon sehr lange und liebte es über alle Maßen. Nun aber hielt ich die Zeit für gekommen, dass der Vogel alleine flog.

»Ja«, sagte ich. »Ich bin sicher.«

Mr. Marseille berührte meine Wange. »Mein geliebtes Herz.«

Während Philadelphia schlief, betrachteten wir im Mondlicht die Umrisse von Nicoles Beinen, die mich an das doppelte »L« in »Anabelle« und »Mr. Marseille« denken ließen. Im Halbdunkel warfen die Beine blasse, parallele Schattenlinien auf die Mauer des Bahnhofs.